

Katholische Morgenfeier 23.09.2018

Bischof Dr. Stefan Oster SDB, Passau

## **Die Liebe, die von Gott kommt**

Im Evangelium des heutigen Sonntags ist Jesus mit seinen Jüngern auf dem Weg nach Jerusalem. Jerusalem: Für einen Juden des ersten Jahrhunderts war sie die Stadt aller Städte. Sie war 1.000 Jahre vor Jesus die Stadt des großen Königs David geworden. Die Stadt eines Königs, den die Bibel als Liebling Gottes darstellt. Als eine Art Vorbild des erwarteten Messias, ein Friedenskönig, der das Volk sammelt, der die Feinde besiegt hat, der den Glauben und den religiösen Kult erneuert und den Segen über sein Volk erbeten hat.

Jerusalem ist auch die Stadt des Tempels, den David bauen wollte und den dann Salomo, sein Sohn, erbaut hat. Der Tempel ist einmal in der babylonischen Gefangenschaft des Volkes zerstört und danach wiederaufgebaut worden in der tiefen Erkenntnis: Es gibt keine Erneuerung des Volkes, keine Erneuerung des Glaubens, keinen Segen ohne diesen Mittelpunkt, den Tempel. Der Tempel ist der eigentliche Mittelpunkt des jüdischen Volkes – der religiöse Mittelpunkt, der kulturelle und gesellschaftliche Mittelpunkt, der Mittelpunkt auch des sozialen Lebens. Jeder Jude sollte dreimal im Jahr nach Jerusalem zum Tempel pilgern, zum Haus Gottes, um anzubeten, um Opfer zu bringen, um sich mit Gott versöhnen zu lassen, um sich zu vergewissern: Wir sind das Volk, in dessen Mitte Gott wohnt. Im Tempel, so sagt die Bibel, hat sich Gottes Herrlichkeit auf sein Volk niedergelassen. Jesus ist also auf dem Weg dorthin, auf dem Weg nach Jerusalem.

Aber eben dieses Jerusalem ist zugleich und durch die Geschichte hindurch auch Ort der Zweideutigkeit, der Ort der Untreue und des Verrats. Hier haben die Mächtigen des Volkes, die Könige, die Hohepriester und dazu die römischen Besatzer das Sagen. Hier hat Israel auch den Kult immer wieder verkommen lassen, hier haben sich Israels Könige den anderen Mächten an den Hals geworfen, um sich eben nicht auf Gott verlassen zu müssen. Hier haben sie die Propheten Gottes hinausgeworfen und umgebracht. Und Jesus selbst wird auf seinem Weg dorthin sagen:

*„Jerusalem, Jerusalem, du tötest die Propheten und steinigst die Boten, die zu dir gesandt sind. Wie oft wollte ich deine Kinder um mich sammeln, so wie eine Henne ihre Küken unter ihre Flügel nimmt; aber ihr habt nicht gewollt.“ (Lk 13,34)*

Als er am Palmsonntag in die Stadt einzieht, weint er über sie. Jesus ist auf dem Weg nach Jerusalem.

Auf diesem Weg ist er ein Lehrer für seine Jünger, die sich in seinem Licht sonnen wollen, die sich Aufstieg und Macht an seiner Seite erhoffen. Wir lesen im heutigen Evangelium, dass sie darüber diskutieren, wer von ihnen der Größte sei. An anderer Stelle hören wir, dass zwei von ihnen beanspruchen, im Reich Gottes links und rechts auf dem Thron Jesu sitzen zu dürfen. Sie gehen mit Jesus und versprechen sich Privilegien der Macht, der Anerkennung des Reichtums, des Wohllebens. Aber sie müssen lernen, dass der Weg mit Jesus ein Weg der Erniedrigung ist, des Abstiegs und des Dienstes, ein Weg der Hingabe aus Liebe. Jesus lehrt sie, dass sein Königtum ein Königtum der Wahrhaftigkeit und der Liebe ist – einer Liebe, die weiter und tiefer reicht als das, was Menschen gewöhnlich für Liebe halten. Es ist eine Liebe, die die bestehenden Wertvorstellungen korrigiert oder zunichtemacht. *„Wer von euch der Erste sein will, der soll der Letzte und der Diener aller sein“*, sagt Jesus seinen ambitionierten Nachfolgern. Liebe, die nicht dient, ist keine Liebe.

Und um das noch zu verdeutlichen, stellt Jesus den Jüngern ein Kind in die Mitte. In der damaligen Welt waren Kinder sehr viel weniger geachtet als in unserer Gesellschaft heute. Kinder waren zwar ein Zeichen für Segen und Fruchtbarkeit der Familie. Aber gleichzeitig waren sie rechtlos und hilfsbedürftig - und wurden in der Regel bald nach der Entwöhnung Teil der arbeitenden Gesellschaft. Daher hätte sich ein ehrgeiziger Mann der damaligen Zeit auch nicht mit Kindern abgegeben, sie wären zu bedeutungslos für ihn gewesen. Aber jetzt sagt Jesus sinngemäß: *Wenn Ihr mich wirklich aufnehmen wollt, wenn Ihr mich in Euren Herzen verstehen wollt, dann sorgt Euch wirklich um die Menschen, die keine Rechte haben. Gebt ihnen Ansehen, indem ihr sie wirklich seht, indem ihr sie anschaut und ihre Nöte und Bedürfnisse versteht. Geht zu denen am Rand, zu den Marginalisierten, geht zu den Kranken, zu denen auf der Flucht, zu denen, die keiner mehr haben will, geht hin – und verhelft ihnen zu einem Leben in Würde.*

Jesus geht nach Jerusalem. In der Tradition der alten Kirche hat man häufig von einem vierfachen Sinn gesprochen, in dem man die Heilige Schrift lesen und verstehen kann. Und das wichtigste Beispiel, um diesen vierfachen Schriftsinn deutlich zu machen, war immer Jerusalem. Der erste Sinn ist der buchstäbliche, der

wörtliche Sinn. Und dann gibt es noch den Sinn des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe. Da steht also Jerusalem im Text und man bezieht das Wort erstens auf die konkrete existierende, historische Stadt, die in der Erzählung vorkommt. Der zweite Sinn ist der Sinn des Glaubens: Wenn ein gläubiger Christ „Jerusalem“ hört, dann kann er auch an die Kirche denken, die das neue Jerusalem ist, die Gemeinschaft von denen, die an Jesus glauben und unter denen der Auferstandene wohnt. Der dritte Sinn ist der Sinn der Liebe – und er meint das konkrete eigene Leben. Ich selbst bin der Ort, in dem Gott Wohnung nehmen will. Mein eigenes Herz ist nach dem Apostel Paulus ein Tempel für Gott, ein Wohnort Gottes in der Welt. Jerusalem bin ich also auch selbst, der ich in mir die Möglichkeit habe, dass Gott immer tiefer in mir Wohnung nehmen und zur Liebe verhelfen möge. Und schließlich der vierte, der Sinn der Hoffnung: Wir gehen dem himmlischen Jerusalem entgegen, dem Ort, wo Gott alle Tränen trocknen wird. Wir hoffen auf den Ort, wo wir Gott endlich viel klarer erkennen und besser lieben können als in dieser Welt, wir hoffen auf das himmlische Jerusalem.

Jesus geht nach Jerusalem. Wir können diesen Weg als Drama deuten. Als dramatisches Ringen Gottes mit jedem von uns selbst, mit unserer Kirche, mit unseren Pfarrgemeinden, Ordensgemeinschaften und allen Einrichtungen der Kirche - und damit auch mit unserer Caritas. Sie ist ja am heutigen Tag auch unser besonderes Anliegen. Aber zunächst zu uns selbst: Warum kann man den Weg Gottes mit uns als ein „Drama“ deuten? Nun, ich glaube deshalb, weil wir uns als Menschen im Glauben immer neu die Frage stellen dürfen: Wie sehr lasse ich Jesus wirklich in mir Wohnung nehmen? Wie sehr darf er wirklich innerlich bei mir einziehen – und mein Leben bestimmen und mitbestimmen.

Denken Sie an einen Menschen, den Sie lieben. Je näher Sie einen Menschen innerlich an sich heranlassen, desto mehr Einfluss hat er auf Ihr Leben. Der Liebende lässt sich von seiner Geliebten bestimmen – er sagt ja zum Leben mit ihr und umgekehrt. Die junge Mutter mit dem kleinen Kind lässt ihr Leben von ihrem Kind bestimmt sein, oft jede Minute ihres Lebens. Einfach weil sie in der inneren Verbindung mit dem Kind lebt.

Der Philosoph Valentin Tomberg hat einmal den schönen Satz gesagt: *„Liebe ist das Wirklichwerden des anderen für mich“*. Je mehr eine Person oder eine Sache

Einfluss auf Ihr Leben hat, desto wirklicher ist sie für Sie. Und von hier können wir nun alle miteinander die wichtige Frage des Glaubens stellen, die Frage nach dem ersten Gebot, das uns Jesus gibt. „*Du sollst den Herrn deinen Gott lieben, mit ganzem Herzen, ganzer Seele, ganzer Kraft und all deinen Gedanken*“, sagt er zu uns – und mit dem Gedanken von Valentin Tomberg gesprochen, können wir uns fragen: Ist Gott wirklich für uns? Darf er unser Leben mitbestimmen? Hat er Einfluss auf unser Leben? Der Glaube sagt uns natürlich: Gott hat ohnehin immerfort Einfluss auf unser Leben. Ohne ihn könnte keiner auch nur einen Augenblick leben – weil er das Leben selbst ist. Ohne ihn könnte keiner atmen, wachsen, Nahrung aufnehmen – weil alles das Funktionen des Lebens sind. Er hält uns im Dasein und ist uns – wie der Hl. Augustinus sagt – innerlich näher als wir uns selbst sind. Aber die Frage an uns ist: Sind wir auch wir Ihm nahe? Öffnen wir uns für Ihn, interessieren wir uns für Ihn, wollen wir Ihm immer mehr vertrauen, sehnen wir uns nach Seiner Gegenwart, wollen wir Ihn in Seinem Wort und in der Gemeinschaft Seiner Kirche immer mehr kennen lernen? Oder kurz gesagt: Geben wir Ihm die Antwort, die Ihm gebührt? Lassen wir Ihn also Wirklichwerden für uns?

Wir alle wissen, dass Jesus uns noch ein zweites Gebot gibt: *Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst*. Und er fügt sogar beide zusammen und sagt: *In diesen beiden kulminiert das ganze jüdische Gesetz und alle Propheten zusammen*. Meine Überzeugung ist nun die: den Nächsten lieben wie mich selbst kann ich gar nicht aus mir selbst. Ich kann mich selbst nicht aus eigener Kraft so weit zurücknehmen, dass der andere mir ebenso wichtig wird wie ich mir wichtig bin. Ich bin von Natur aus ein gebrochener Mensch, der zunächst eher egoistisch ist, der seine Liebesfähigkeit erst wieder erlernen muss. Jeder Mensch muss das – und die Antwort unseres Glaubens ist im Grunde die: Ich lerne die Liebe erst aus Gott, weil Er selbst die Liebe ist.

Aber diese Liebe ist nicht einfach nur ein Gefühl; auch nicht einfach nur Sympathie. Es ist auch nicht einfach eine Art von gegenseitigem Gefallen nach der Art: „Ich liebe dich nur, solange du mich auch liebst.“ Es ist vielmehr die Liebe, die ich lerne zu leben, wenn Gott in meinem Leben wirklich geworden ist und immer mehr wirklich wird. Wenn Jesus selbst mein Herz verwandelt hat, weil Er in mir Wohnung genommen hat. Erst bei Ihm selbst ist die Quelle der Liebe, die mich nach und nach befähigt, auch den anderen wie mich selbst zu lieben. Im ersten Johannesbrief ist

dies so formuliert: *„Wenn jemand sagt: ‘Ich liebe Gott’, aber seinen Bruder hasst, ist er ein Lügner. Denn wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, kann Gott nicht lieben, den er nicht sieht.“* (1 Joh 4,20) Dieser Zusammenhang ist wichtig, um zu verstehen, dass unser persönlicher Glaubensweg mit Jesus hinein nach Jerusalem auch ein Weg des Verrates sein kann – und in bestimmter Hinsicht auch immer sein wird. Denn natürlich ist es auch ein Drama der Verwandlung: Lasse ich Jesus in mir so wirken, dass er Wandlung wirkt? Dass Er wirklich mehr Liebe zu Ihm und zu den anderen in mir wachsen lassen kann? Oder bleibe ich lieber bei mir selbst, bleibe ich in meinem natürlichen Egoismus, der nur solange lieben will, als er sich davon einen Vorteil verspricht? Jesus geht nach Jerusalem – und er geht mit mir nach Jerusalem, auf dass ich wachse und innerlich reifer werde durch Ihn und durch die Anderen und für sie.

Und vielleicht spüren wir jetzt, dass diese Frage nach der Liebe auch für uns als Kirche insgesamt gilt und damit auch für die Caritas. Denn Caritas bedeutet übersetzt Liebe – und zwar nicht einfach die Liebe, die wir normalerweise dafürhalten, sondern die Liebe, die von Gott kommt und zu der er uns befähigen will. Leben wir als Frauen und Männer der Kirche, auch als Amtsträger der Kirche so, dass deutlich wird, aus welcher Quelle wir leben, arbeiten, beten, lieben? Kennen wir den, der die Quelle der Liebe ist? Und zwar so, dass er in uns immer wirklicher werden kann und sich dann auch als Liebe auswirken kann? Oder ist uns Gott eher unwirklich – ein Gedanke, eine ferne, abstrakte Größe? Enthalten die Einrichtungen und Dienste unserer Caritas auch das, was ihr Name bezeichnet, also Liebe, die aus Gott ist? Oder tun wir unseren Dienst als professionelle Sozialarbeiter, wie viele andere guten Einrichtungen auch? Ich will nicht falsch verstanden werden: Professionelle Sozialarbeit und Dienst am anderen ist wichtig und richtig und gut. Und wir dürfen froh sein, dass es in unserer Kirche und in unserer Caritas so viele, gute, hoch professionelle Menschen gibt, die für andere arbeiten! Aber wir dürfen uns auch immer neu herausfordern lassen in der Frage: Wie tief ist mein Glaube? Ist Jesus wirklich geworden für mich? Und zwar so, dass Er es dann durch mich auch für andere werden kann - pflegend, dienend, heilend, befreiend, liebend? Stellen wir wie Jesus das Kind, den Armen, den Kranken, den Einsamen in den Mittelpunkt – eben, weil Gott unsere unverrückbare Mitte ist? Oder laufen wir bisweilen Gefahr, diese eigentliche Mitte zu vergessen - im Druck des Wettbewerbs, im Druck der

Rationalisierung, in der Schwächung unseres Zeugnisses durch allzu große gesellschaftliche Anpassungen und anderes mehr?

Liebe Gläubige, alles, was ich versucht habe auszuführen, ist im Grunde Erinnerung. Erinnerung an eine Gegenwart der fleischgewordenen Liebe, die auch in uns Fleisch und Blut werden will. Ich sage das auch immer neu zu mir selbst und sage es deshalb zu uns allen, weil wir uns auch gegenseitig immer wieder daran erinnern müssen. An Den, der uns zutiefst innerlich ist. Allzu schnell nehmen wir diese Gegenwart für selbstverständlich, allzu schnell wird sie bloßer Gedanke und weniger Wirklichkeit, allzu schnell gehen wir in den routinierten Betrieb über, allzu leicht tritt dann aber auch in den Hintergrund, was oder besser wer uns das Erste ist. Daher bin ich auch dankbar, dass ich in so vielen Einrichtungen unserer Caritas gerade auch dieses Bemühen immer neu sehe: Dass man sich neu erinnert; dass man sehr bewusst das Caritas-Symbol, das Flammenkreuz, in die Mitte stellt und fragt: Leben wir aus der Flamme, die aus dem Kreuz kommt, aus der Hingabe Jesu. Je mehr wir uns der Gegenwart dieser Liebe vergewissern, je inniger wir mit unserem eigenen Herzen Antwort geben auf den Gekreuzigten, desto glaubwürdiger sind wir als Kirche und als Caritas.

Und desto spürbarer wird, dass wir Menschen sind, die das neue Jerusalem in sich selbst schon kennen – unsere eigentliche Heimat, in der Gott wohnt. Ich wünsche Ihnen von Herzen die Sehnsucht, dass die Gegenwart Jesu in Ihnen und unter uns immer wirklicher werde und dass wir so alle miteinander, reich und arm, gesund und krank, voller Zuversicht dem neuen Jerusalem entgegengehen können, das in uns schon angebrochen ist.